

Schwerpunkt: Ausbildung und Beruf im Kunst- und Kulturbereich

Vorwort zum Schwerpunktthema

Die Relevanz unseres Themas versteht sich, als leider chronische, einerseits von selbst: Die Unterrepräsentation von Frauen ist weder im universitären, noch in den Bereichen Museum und Denkmalpflege in den höheren Positionen wesentlich zurückgegangen; sie scheint in den Hochschulen momentan eher zuzunehmen. Andererseits gibt es aktuelle Anlässe für die Wahl unseres Themas:

In den Streiks des Wintersemesters '88/89 haben sich Studentinnen auch unserer Fachbereiche nachdrücklich engagiert; die Forderung nach Quotierung und Aufnahme feministischer Lehrinhalte in die Studienpläne wurde an mehreren Universitäten gestellt. Der Bericht von S. Jensen über die Mitarbeit in der Vorbereitungsgruppe der 4. Kunsthistorikerinnentagung in Berlin 1988 informiert auch darüber (S. 67ff.).

Das Symposium „Frauenforschung und Kunst von Frauen. Feministische Beiträge zu einer Erneuerung von Wissenschaft und Kunst“ (Bonn, Febr. '89) hat die in meist interdisziplinären Veranstaltungen seit 1987 immer energischer vorgetragene Forderung nach Institutionalisierung von Frauenforschung zur wirksamen Partizipation an Definitionsmacht und Ressourcen herrschender Wissenschaftsorganisation noch einmal formuliert und Ansätze zur praktischen Umsetzung erarbeitet (s. Bericht von M. Baader, S. 74ff.). Die 4. Kunsthistorikerinnentagung hat die schon auf der Wiener Tagung zwei Jahre zuvor spürbaren Probleme des Verhältnisses von Theorie und Praxis in den Verständigungsschwierigkeiten von Künstlerinnen und Kunsthistorikerinnen zutage gebracht. Voraussetzung für eine Klärung dieser Differenzen ist nicht zuletzt die Wahrnehmung der unterschiedlichen Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen, der Differenz der Kommunikationsformen und wohl auch der Fragestellungen.

Wir haben daher Anlaß genug gesehen, das Thema weit zu fassen: Eine breit gestreute Bestandsaufnahme ohne Anspruch auf systematische Darstellung, in der die Autorinnen die Möglichkeit haben, einzelne Projekte, Arbeitsgebiete, Problemstellungen usw. vorzustellen und über ihre persönlichen Erfahrungen darin zu berichten. Vertreten sind die Bereiche Hochschule und Museum. Daß die Situation der Künstlerinnen nur in zwei Texten zur Sprache kommt (B. Groß, R. Petzinger), hat keine inhaltlichen Gründe, sondern liegt ausschließlich am begrenzten Heftumfang; das Frühjahrsheft 1990 wird dann ganz dem Thema der Ausbildung und Arbeit von Künstlerinnen gewidmet sein. Diese zeitliche Verschiebung wird uns ermöglichen, die Ergebnisse des von R. Petzinger geleiteten Forschungsprojektes zur Lage der Künstlerin-

nen, Filmemacherinnen und Designerinnen in der BRD vorzustellen, über die sie hier in einem Vorbericht Auskunft gibt (S. 34ff.).

Angesichts der für alle Kunst- und Kulturbereiche gültigen katastrophalen Entwicklung, daß Festanstellungen zunehmend durch Honorarverträge verdrängt werden, und den spezifischen Benachteiligungen, die Frauen daraus entstehen, sind wir A. Andruchowitz dankbar für die zusammenfassende Darstellung zum Thema Arbeitsrecht mit besonderer Berücksichtigung der in unserem Berufsalltag auftretenden Fragen. Wir hoffen, daß gerade die Studentinnen diese Einführung in die Materie vom Hiwi-Vertrag bis zur Altersversorgung rezipieren, um zu einer realistischen Einschätzung der Arbeitsmarktlage zu kommen und aktiv auf Verbesserung schon in der Ausbildungsphase zu dringen.

Leider ist es uns nicht gelungen, Berichte zu erhalten zur Problemstellung Berufsalltag und Familie, die die arbeitsmarktrechtlichen Aussagen von A. Andruchowitz hätten ergänzen sollen, um die Erfahrungen von Müttern an Universität und Museum und zur Situation von Volontärinnen.

Die Situation an der Hochschule

Die seit Mitte der 70er Jahre gestiegene Akademikerarbeitslosigkeit trifft Frauen deutlich härter: Obwohl sie nur etwas mehr als ein Drittel aller Hochschulabsolventen ausmachen, stellen sie über die Hälfte der Arbeitslosen in diesem Berufssektor. Dabei liegt die Arbeitslosenquote der Berufsanfängerinnen deutlich über derjenigen der älteren Wiedereinsteigerinnen.¹ Die durch solche schlechten Aussichten geschürte Erwartungsangst führt seit den 80er Jahren zum sozial selektiven Absinken der Studierneigung: zunehmend entscheiden sich neben Kindern aus Arbeiterfamilien auch Frauen gegen eine akademische Ausbildung. Damit sind die Gruppen an der Hochschule im Rückgang begriffen, die erst spät, mit der Bildungsexpansion der 60er/70er Jahre, Zutritt zum akademischen Sektor erhalten haben.

In der kunstwissenschaftlichen Ausbildung mit dem traditionell sehr hohen Anteil von Studentinnen ist diese Entwicklung noch nicht auffällig; die Disproportion zwischen Studentinnenzahlen und der Anzahl der Absolventinnen fällt stärker ins Auge. Sie sollte aber als Trend im Auge behalten werden bei der Studienberatung von Anfangssemestern.² Die Gründe für die hohe Abbruchquote bedürfen dringend einer genauen Klärung, um in allen Bereichen des Studiums gezielt Abhilfe schaffen zu können. Bezüglich der Studienabschlüsse erscheint als eine bedenkliche Tendenz die zunehmende Vorschaltung der Magisterprüfung vor die grundständige Promotion. Entweder verlängert sich dadurch die Ausbildungsphase derartig, daß zusammen mit einer Kinderbedingten Verzögerung die Chancen auf dem Arbeitsmarkt sich drastisch verschlechtern. Oder es bleibt bei dem problematischen Magisterabschluss, der als universitätsinterner Abschluß noch nicht eindeutig etablierten Berufen zugeordnet ist.

Mit der Durchsetzung von Frauenbeauftragten und Frauenförderplänen an den Universitäten kann sich u.U. die Kontrolle über eine angemessene Berücksichtigung von

Kandidatinnen in Berufungsverfahren verbessern. C. Bischoff hat mit ihrer Darstellung über Professorinnen und habilitierte Frauen nicht zuletzt auch einen Überblick über das Potential weiblicher Habilitierter gegeben, der sich hoffentlich in zukünftigen Berufungsverfahren als nützlich erweisen wird.

Zusammen mit der Forderung nach formaler und quantitativer Gleichstellung in allen Statusgruppen muß nach wie vor diejenige nach Institutionalisierung feministischer Forschungsinhalte in die Studienpläne gestellt werden. Nach den spät und überwiegend außerhalb der Hochschulen initiierten Ansätzen seit Mitte der 70er Jahre – Künstlerinnen und Frauen aus dem Vermittlungsbereich prägten diese Phase, in der kaum öffentliche Förderung stattfand – setzte die Arbeit von Kunstwissenschaftlerinnen erst etwa zu Beginn der 80er Jahre ein, zögernd und von wenigen Frauen betrieben. 1980 erschien u.a. „Frauen in der Kunst“ von Gorsen/Nabakowski/Sander, wurden über die Ausstellung „Frauenalltag und Frauenbewegung 1890-1980“ im Historischen Museum Frankfurt feministische Fragestellungen auch in die Kunstwissenschaft eingebracht. Die erste Kunsthistorikerinnentagung in Marburg 1982 leitete eine inzwischen kontinuierlich voranschreitende Forschungsarbeit ein, die auf den Tagungen in Zürich, Wien und Berlin öffentlich gemacht wurde. Nach der anfangs im Zentrum stehenden Rekonstruktion des weiblichen Anteils in der Kunstgeschichte, der Untersuchung historischer Mythen der Genusdarstellung (Wien) war in Berlin eine stärkere Bereitschaft zu theoretischer und methodischer Reflexion erkennbar³ (es wird demnächst ein Rundbrief „Frauen Kunst Wissenschaft“ erscheinen, dessen Schwerpunktthema die „Feministische Kunstwissenschaft“ ist).

Die thematisch und monografisch orientierte Einzelforschung nimmt inzwischen zu, die Vernetzung ist durch regelmäßige Berichterstattung (ein Frauenheft der „Kritischen Berichte“ pro Jahr, die von Hamburger Kunsthistorikerinnen initiierte Zeitschrift „Lichtblick“, unser Rundbrief), die Arbeit der Sektion Frauenforschung im Ulmer Verein, Arbeitskreise und Workshops gewährleistet. Diese Kontinuität darf nicht darüber täuschen, daß von einer Institutionalisierung des bisher Erarbeiteten in den Studienplänen noch keine Rede sein kann – Ausnahmen wie das Marburger Institut bestätigen die Regel. M. Jagfeld/E. Sauer schildern die Situation am Heidelberger Kunsthistorischen Institut aus studentischer Sicht (S. 19ff.).

Nach wie vor müssen in der überwiegenden Zahl der kunstwissenschaftlichen Institute diese Inhalte über einzelne Veranstaltungen immer von neuem eingebracht werden; die Zulassung als Thema von Abschlußarbeiten ist nicht selbstverständlich. Diese chronisch minore Präsenz von Frauenforschung zeitigt inzwischen prekäre Folgen: An den meisten Instituten fehlen der Mehrheit der Studentinnen die Grundlagen; Vertrautheit mit dem aktuellen Stand feministischer Forschung kann nicht vorausgesetzt werden. Dadurch ist jede solche Veranstaltung belastet mit der Wiederholung der gesamten Geschichte feministischer Ansätze in der Kunstwissenschaft im Zeitraffer der Seminarsituation, eine Bedingung, unter der intensive inhaltliche Arbeit an Spezialthemen schwer aufrecht zu erhalten ist. Von diesen Problemen berichtet B. Schellewald, deren Erfahrungen in Bonn sich erstaunlich genau mit denen decken, die die Herausgeberinnengruppe mit einem Lehrauftrag in Heidelberg machen konnte (S. 21ff.).

Die Situation in den Museen

Auch in den Museen gibt es nicht gerade viele Frauen auf den Direktoratssesseln, hier sieht aber der Frauenanteil nicht ganz so düster aus wie in der Hochschule. Laut der Pilotstudie „Frauen im Kultur- und Medienbetrieb“⁴ stellte sich die Situation 1985 folgendermaßen dar:

1975 betrug der Anteil der Frauen bei den Verantwortlichen in öffentlichen Kunst- und Ausstellungsinstitutionen nur 4,5% (Kunstmuseen) bzw. 5,5% (Öffentliche Kunsthallen/-Galerien und -Sammlungen) und 10,2% (Kunstvereine), dagegen 1985 13,1% bzw. 11,8% und 20,5%. Allerdings schreiben die Autoren selbst, daß diese Zahlen nur als Trendhinweis verstanden werden können, da die ausgewerteten Daten gerade in bezug auf die Kunstvereine problematisch sind.

Laut der Jahreskonferenz der Museumsberater und Museumsämter 1988 in Kassel werden rund 70% der etwa 2300 Museen in der Bundesrepublik ehrenamtlich geleitet. Hier stellt sich die Frage nach dem prozentualen Anteil der Frauen in ehrenamtlicher Leitungsposition. Nach einer oberflächlichen Prüfung des Kunstadressbuches 1984/5 kam ich anlässlich der Tagung „Frauen im Museum“ (Museum für Kunsthandwerk, Frankfurt 1985) zu dem Ergebnis, daß in Hessen nur eine einzige Museumsdirektorin existierte, die wissenschaftliches Personal beschäftigte – diese ist mittlerweile in Pension, jetzt wird das Museum von einem Direktor geleitet. Alle anderen Museumsleiterinnen im Kunstadressbuch hatten keinerlei Angaben über wissenschaftliches Personal. Insofern ist hier eine ehrenamtliche Leitung nicht ausgeschlossen.

Allgemein anzumerken bleibt aber, daß der Anteil der Frauen beim wissenschaftlichen Personal relativ hoch ist, laut der Pilotstudie des Zentrums für Kulturforschung liegt er zwischen 1/3 und 2/5. Von einer Quotierung kann zwar immer noch nicht gesprochen werden, doch bestehen hierdurch reelle Chancen, daß Frauen bei Stellenbesetzungen auch ein Wort mitreden können und sich dadurch die Statistiken zunehmend zugunsten der Frauen verändern. Wie wichtig und sinnvoll die Mitarbeit von Frauen in Gremien ist, schildert Julia Breithaupt (S. 26ff.). In diesen Gremien werden politische Richtlinien formuliert und zukünftige Strukturen festgelegt, an denen auch Frauen mitarbeiten sollten und müssen.

In dem relativ hohen Anteil der Frauen beim wissenschaftlichen Museumspersonal liegt zugleich die große Chance, daß diese „Museumsfrauen“ andere Fragestellungen und Inhalte in das Museum hineintragen und einer breiten Öffentlichkeit in Ausstellungen zugänglich machen. Ausstellungen, die nicht immer so spektakulär und repräsentativ sein können wie „Eva und die Zukunft“ (Hamburger Kunsthalle 1987). Aber auch Ausstellungen, die dennoch geschlechts- und frauenspezifische Themen artikulieren. Diese Forschungsansätze werden in den fachwissenschaftlichen Disziplinen aber nur am Rande wahrgenommen. Es fehlt sowohl eine entsprechende Informationsgrundlage als auch die Institutionalisierung frauenspezifischer Forschungsansätze, damit in neuen Projekten nicht immer wieder bei der „Stunde Null“ angefangen werden muß. Über ein solches Ausstellungsprojekt berichtet Andrea Berger-Fix (S. 27ff.). Sie zeigt damit Wege auf, frauenspezifische Themen im Museum zu prä-

sentieren und somit im Bewußtsein der Besucherinnen zu verankern. In diesem Projekt kamen darüberhinaus die Besucherinnen selbst zu Wort, die ihre Phantasien und Probleme kreativ umsetzten und ausstellten.

Weibliche Kunstproduktion ist in den bundesdeutschen Museen so gut wie gar nicht vertreten. Sie findet insofern relativ geringe öffentliche Wahrnehmung und damit auch Förderung. Es gibt zwar mittlerweile das Bonner Frauenmuseum und einen Frauenkunstverein in Essen, in denen in erster Linie Kunst von Frauen ausgestellt wird, doch ansonsten kommen Frauen in den Schausammlungen fast ausschließlich vor als Besucherinnen, Modelle und vielleicht noch als Kunstvermittlerinnen. Vielleicht sollten sich interessierte Museumsfrauen in einem eigenen Berufsverband zusammenschließen, um sich über ihre Museumserfahrungen auszutauschen und sich in ihrer Arbeit gegenseitig zu unterstützen. Auf diese Art ließe sich einerseits die in den Museen stattfindende Forschungsarbeit besser vernetzen und andererseits könnten sich die Frauen in ihren Projektvorhaben gegenseitig unterstützen. Es ließen sich hier Zusammenschlüsse denken wie die Akademikerinnenverbände oder etwa die Künstlerinnenorganisation GEDOK, der Verein der Berliner Künstlerinnen und die IAWA (Intern. Assoc. of Women in the Arts).

Ihre Arbeit und Probleme als Kunstvermittlerinnen an der Hamburger Kunsthalle stellen Burmeier/Schutz (S. 30ff.) dar. In den Objekten erscheinen Frauen gesehen durch Männeraugen. Die Besucherinnen werden fast ausschließlich mit dem männlichen Blick der Künstler auf die Frauen und auf die gesamte Umwelt konfrontiert. Die Vermittlerinnen können nur über Sprache und nicht anhand der Kunstobjekte weibliche Kunstproduktion vorstellen.

Hinzu kommt das immer größer werdende Defizit an Informationen über Künstlerinnen, deren Nachlässe nicht aufgearbeitet der Vergessenheit anheimgegeben werden, sowie die immer noch bestehenden Berührungängste der Kunsthistorikerinnen im Hinblick auf die zeitgenössische Kunst. In einer Arbeitsgruppe „Künstlerinnen des 20. Jahrhunderts“ der Frauensektion des Ulmer Vereins wurde im März 1989 versucht, sich diesem Problem zu stellen. Die Notwendigkeit einer Annäherung wurde von seiten der anwesenden Künstlerinnen sowie von seiten der Kunsthistorikerinnen gesehen. Eine längerfristige und hoffentlich kontinuierliche Zusammenarbeit ist geplant (vgl. Bericht S. 45ff.). Auf der nächsten Kunsthistorikerinnentagung in Hamburg/Kiel soll sich in einem Tagungsschwerpunkt mit zeitgenössischen Künstlerinnen auseinandergesetzt werden.

Wie wichtig gerade die Förderung von zeitgenössischen Künstlerinnen und ihre Präsenz auf dem Kunstmarkt ist, ist mittlerweile durchaus bekannt. Dennoch geht z.Z. auch hier der Trend in Richtung Stagnation oder sogar Rückgang. Über eine Künstlerinnen-Edition versucht B. Gross (S. 32ff.) ein Gegengewicht zur männlichen Dominanz auf dem Kunstmarkt herzustellen und zugleich ein breiteres Publikum anzusprechen. In die gleiche Richtung zielt das Forschungsvorhaben über „Künstlerinnen, Filmmacherinnen und Designerinnen“, deren Situation in Ausbildung und Beruf, deren Repräsentanz in Ausstellungen und deren Anerkennung in Form von Preisen und Auszeichnungen, über das R. Petzinger einen kurzen Bericht präsentiert. Genaueres über die Ergebnisse und vielleicht auch noch offenen Fragen des Forschungsprojektes ist

auf einer Fachtagung 1990 zu erfahren. Hierzu wird auch ein Themenschwerpunkt des Rundbriefes „Frauen Kunst Wissenschaft“ ebenfalls 1990 erscheinen.

Am 26./27.5.1989 findet in Heidelberg ein Workshop zum Heftthema „Ausbildung und Beruf im Kunst- und Kulturbetrieb“ statt. Hier sollen dann berufspolitische Fragen diskutiert werden (z.B. die Frage der Habilitation als Voraussetzung der Berufung einer Professorin, die Frage der Quotierung in Universität und Kulturbereich, sowie die Frage der Institutionalisierung von Frauenforschung und deren mögliche Finanzierung u.v.m.). Genauere Informationen sind bei Doris Noell-Rumpeltes (Bergstr. 99, 6900 Heidelberg, Tel. 06221/41386) oder Christa Schutze (Goethestr. 30, 6915 Dossenheim, Tel. 06221/861993) einzuholen.

S. Gensichen/C. Schutze

Anmerkungen

- 1 WSI-Mitteilungen 12, 1988, S. 727:
Arbeitslosigkeit von 40jährigen Akademikerinnen: 3 v.H. (Männer: 2 v.H.)
Arbeitslosigkeit von 25-30jährigen Akademikerinnen: 15 v.H. (Männer: 7 v.H.)
- 2 Empfehlungen von seiten der Institutsleitungen, massiv aus dem Studium herauszuberaten, müssen auch unter diesem Aspekt bewertet werden.
- 3 Irene Below: „Die Utopie der neuen Frau setzt die Archäologie der alten voraus“. Frauenforschung in kunstwissenschaftlichen und künstlerischen Disziplinen. (Bislang) unveröffentlichtes Manuskript 1989.